

Immun oder angesteckt? Lernen aus Corona – Konsequenzen für die Kirche

Ist es nicht verfrüht danach zu fragen, was wir *aus* der Krise gelernt haben, wenn wir noch *in* der Krise stecken? Was taugen Prognosen und Prophezeiungen, wie sich Gesellschaft und Kirche *nach* der Krise darstellen werden, wenn die unabsehbare Länge der Krise solche Vorhersagen sehr bald als überholt und veraltet erweisen wird? Prognosen über das Ende des Bestehenden und über den Anfang des Ausstehenden fallen doch nur leicht, wenn man weiß, welches Ende naht und wann es endet. Das Ende der Pandemie zu behaupten ist derzeit aber mehr als voreilig. Im Gegenteil. Steigende Fallzahlen belegen ihre Dynamik.

Es könnte sein, dass diese Dynamik die bereits kursierenden Spekulationen über die Zeit nach der Coronakrise zu Makulatur macht. Davon betroffen wären nicht nur Soziologen und Kulturwissenschaftler¹, sondern auch der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz. Er hat bereits einen Rückblick auf einen Ausblick veröffentlicht.² Die Leitfrage seines Textes lautet: „Wie wird man sich in künftigen Generationen, in zehn, zwanzig, in hundert Jahren an diese langen Tage, Wochen und Monate von Corona erinnern?“ Seine in die Zukunft gerichtete Zeitdiagnose wählt als grammatisches Tempus nicht bloß das einfache Futur, sondern das Futur II. Ihn interessiert die Zukunft des Vergangenen. „Wofür wird Corona einmal gut gewesen sein?“ Bischof Bätzing hat auch schon eine Idee: Wir könnten Corona die Einführung eines interreligiösen Feiertages verdanken. „In einer Zukunft, die bedroht ist durch Segmentierung und Spaltungen, wird alles kostbar, was den Zusammenhalt fördert. Wäre ein solcher Tag des Wir-Gefühls und der Besinnung für Gläubige und Ungläubige nicht ein wunderbares, heilendes Zeichen?“

Im Augenblick fällt der Gedanke schwer, dass wir im Blick auf Corona einmal etwas zu feiern haben werden. Wir-Gefühl und Zusammenhalt sind derzeit eher einer Zerreißprobe ausgesetzt. Das unbesonnene Verhalten vieler Zeitgenossen lässt daran zweifeln, dass sie überhaupt etwas *aus* der Krise gelernt haben.

Andererseits währt die Krise aber auch schon lange genug, um irgendetwas *in ihr über* sie gelernt zu haben. Das ist ja auch tatsächlich der Fall. Unser Wortschatz hat sich erweitert.³ Wir haben neue Begriffe gelernt: Lockdown, shutdown, social distancing, containment, R-Wert, Hotspot, Mindestabstand, Mund/Nase-Bedeckung, Maskenpflicht.

¹ Vgl. etwa B. KORTMANN/G. G. SCHULZE (Hg.), *Jenseits von Corona. Unsere Welt nach der Pandemie - Perspektiven aus der Wissenschaft*, Bielefeld 2020; M. VOLKMER/K. WERNER (Hg.), *Die Corona-Gesellschaft: Analysen zur Lage und Perspektiven für die Zukunft*, Bielefeld 2020; M. HORX, *Die Zukunft nach Corona. Wie eine Krise die Gesellschaft, unser Denken und unser Handeln verändert*, Berlin 2020

² G. BÄTZING, *Corona und die Suche nach der künftig gewordenen Zeit*, Bonn 2020.

³ Vgl. die vom Leibniz-Institut für deutsche Sprache (Mannheim) erstellte Liste eines Coronavokabulars (<https://www.owid.de/docs/neo/listen/corona.jsp>).

Mein Corona-Wortfavorit lautet „Nachverfolgung“. Offensichtlich liegt hier eine Kontraktion aus „Nachfolge“ und „Verfolgung“ vor. Jemand nimmt die Verfolgung auf und ihm folgen dabei weitere Verfolger – d.h. nachfolgende Verfolger. Nachverfolger sind dann Leute, die Verfolger verfolgen oder ihnen nachfolgen. Solche Leute werden gebraucht, wenn es um Ansteckungsketten und Kettenanstecker. Für diese Akteure schlage ich den Begriff „Nachanstecker“ vor. Hierbei handelt es sich um infektiöse Infizierte, die den Titel des Spreaders anstreben.

Diese Wortschatzerweiterungen verdanken wir neuen Bekannten, deren Talkshowfrequenz sie bald zu alten Bekannten machte: Drost, Kekulé, Schmidt-Chanasit, Brinkmann. Unter sie mischte sich ein alter Bekannter, um seinen Bekanntheitsgrad zu steigern: Karl Lauterbach. Von ihnen erhielten wir Nachhilfe in Virologie und Epidemiologie. Wir haben dabei einiges gelernt – auch, wie Virologen und Epidemiologen bei und mit Lanz, Will und Maischberger in der Krise dazulernen.

In keiner einzigen Talkrunde habe ich Kirchenvertreter und Theologen erlebt. Einen Expertenstatus haben sie in der Coronakrise nicht. Ein relevanter Beitrag zu ihrer Überwindung wird von ihnen offenkundig nicht erwartet. Damit ist das Stichwort gefallen, das in den letzten Monaten am ehesten Kirche und Corona in einen Zusammenhang gebracht hat: Relevanz. Genauer: Systemrelevanz. Noch genauer: Ein Zusammenhang zwischen Kirche und Systemrelevanz wird bestritten.

Allerdings trifft diese These nicht völlig zu. Relevant war die Kirche durchaus – und zwar bei der systematischen Befolgung der staatlichen Anti-Corona-Maßnahmen. Hier haben sich die Kirchen als wichtige Verbündete bei der Umsetzung staatlicher Vorkehrungen und Verordnungen erwiesen. Sie waren ein großes Rad im Getriebe. Dagegen erlebten sich Klinikseelsorger/innen für geraume Zeit als entbehrlich und verzichtbar. Ihnen blieb der Zutritt zu den Intensivstationen verwehrt. Die Gesellschaft kam ohne spirituellen Beistand aus. Dass Gottesdienste und Wallfahrten, Erstkommuniongruppen und Firmkurse, Jugendfreizeiten und Seniorenclubs relevant sind für das kulturelle Immunsystem einer Gesellschaft, kam keinem säkularen Zeitgenossen in den Sinn.

Selbst innerkirchlich war dies kein Thema. Hier lautete die Devise: absagen, verschieben, verlegen. Die größte Sorge war, dass die Kirche zum Ort eines Superspreadingevents werden könnte. Der Imageschaden wäre in einem solchen Fall noch größer als die Kosten für die Nachverfolgung der Infektionsketten.

„Immun oder angesteckt?“ – Diese Frage liefert die Überschrift meines Vortrages. Angesteckt war die Kirche mehrfach: zunächst vom Erschrecken über das Ausmaß der Pandemie, sodann von der Maxime, alle öffentlichen Aktivitäten einzustellen und schließlich von der Hektik, alle möglichen Aktivitäten ins Internet zu verlegen.

Innovativ war man, was Entdeckung und Nutzung digitaler Medien angeht. Wie aber steht es um die Formate und Inhalte, die dabei verbreitet wurden? Hielten Sie Schritt mit

den neuen Möglichkeiten? Wo blieb man immun gegenüber dem von der Krise ausgehenden Veränderungsdruck? Gibt es eine Herden- und Hirtenimmunität angesichts der Verbindung von Corona- und Kirchenkrise? Wo erlebten wir einen Rückfall in längst überwunden geglaubte Frömmigkeitsformen und Rollenklischees? Welche Digitalformate kirchlicher Präsenz können wir beibehalten und wovon sollten wir uns möglichst rasch wieder verabschieden?

Diesen immer lauter zu hörenden Fragen will ich heute mit Ihnen nachgehen. Aber ich will auch auf ein Problem eingehen, das immer intensiver beschwiegen wird: Wie ist die Coronakrise theologisch zu deuten? Was bedeutet sie für unser Reden von Gott und seinem Verhältnis zu seiner Schöpfung? Wie wirkt sie sich aus auf die Beziehung zwischen Mensch und Gott? Ist die Coronakrise relevant für das System dogmatischer Gottesrede?

Beginnen möchte ich jedoch mit einem Exkurs in die Astronomie, die für den Begriff „Corona“ eine eigene Verwendungsmöglichkeit gefunden hat.

1. „CoronaTheologie“ – oder: Was man nur bei Dunkelheit sehen kann

Astronomen haben ein gespaltenes Verhältnis zu Licht und Finsternis. Mit ihren Observatorien und Fernrohren suchen sie nach leuchtenden Himmelskörpern. Irdisches künstliches Licht meiden sie. Auf Erden kann es ihnen gar nicht finster genug sein, wenn sie den Himmel betrachten wollen. Darum meiden sie das Kunstlicht der Städte und lassen sich gerne völlig „umnachten“. Dagegen löst nichts bei Astronomen größere Euphorie aus als die nächtliche Entdeckung eines noch so kleinen Lichts im fernen dunklen Weltraum.

Die meisten Himmelskörper leuchten nicht aus sich selbst, sondern umkreisen einen Zentralstern, der sie anstrahlt. Im Licht unseres Zentralsterns – der Sonne - sehen wir alles, was es gibt. Sie macht alles sichtbar. Aber wir werden geblendet und blind, wenn wir direkt in diese Lichtquelle schauen wollen. Was es mit der Sonne auf sich hat, sehen wir nur, wenn sie verdunkelt wird – bei einer Sonnenfinsternis. Dann wird sichtbar, was sonst nie zu sehen ist – ihre Corona. Dieser aus Plasma und heißen Gasen bestehende Lichtkranz besitzt eine beträchtliche Ausdehnung, wird aber immer von der gleißend hellen Sonnenscheibe überstrahlt. Hier auch liegt der Ursprung des „Sonnenwinds“, der für faszinierende Polarlichter, aber auch für Beeinträchtigungen im weltweiten Funkverkehr sorgt.

Die Sonnenkorona liefert mir eine Analogie für die Reflexion der Coronapandemie. Einerseits ist diese Zeit eine Phase der Verdüsterung unseres Lebens. Es wird uns schwarz vor Augen. Auf vieles ist ein Schatten gefallen. Manches liegt im Kernschatten der Krise. Wir selbst stehen im Dunkeln. Andererseits wird jetzt sichtbar, was sonst nicht zu sehen ist. Gerade in einer Phase, in der sich wichtige Quellen des Lichts und der Erkenntnis verfinstern, wird erkennbar, was um sie (und uns) herum vorgeht.

2. Corona: Lernprozesse mit Fragezeichen

Vermutlich ist die Analogie mit der Sonnenfinsternis auf den ersten Blick wenig erhellend – im wahrsten Sinn des Wortes. Lässt man einen Menschen im Dunkeln, wird ihm etwas vorenthalten: Informationen, Kenntnisse, Wissen. Dass man jemandem im Dunkeln lässt, muss man ihm zudem verheimlichen. Ahnt er es jedoch, wird er nicht im Dunkeln bleiben wollen. Mit diesem Anfangsverdacht einer absichtlichen Verdunkelung fängt ein Prozess der Aufklärung an. Mit ihm beginnt man, in das bisherige Dunkelfeld der Erkenntnis vorzudringen und die weißen Flecken auf der Landkarte des Wissens zu tilgen. Dazu gehört auch, sich für das zu interessieren, was meist überstrahlt wird. Das heißt auch: Man muss sich auch für Randerscheinungen interessieren und Phänomene in den Blick nehmen, wovon andere nichts wissen wollen oder wovon sie wollen, dass man sie nicht wahrnimmt.

Um derart „coronare“ Wahrnehmungen und Einsichten geht es im Folgenden. Und ebenso geht es um deren theologische Reflexion. Traditionell geht die Theologie von anderen Quellen aus (Schrift, Tradition, Dogma) und hat dabei die Kernthemen des Glaubens im Blick. Ein solcher Ansatz ist in der aktuellen Situation wenig hilfreich, die den Glauben zum kulturellen Randphänomen gemacht. Wo der Gegenstand ihr Gegenstand an den Rand gedrängt wird, muss die Theologie ihrerseits einen Orts- und Perspektivwechsel vornehmen. Dabei gewinnt sie zugleich einen neuen Zugang zu Phänomenen, von denen etliche Zeitgenossen nichts wissen wollen. Es handelt sich dabei um das Beiläufige, um vermeintlich Nebensächliches, um periphere Ereignisse. Einer solchen an Begleiterscheinungen der Coronapandemie ansetzende Reflexion könnte man den Titel „Corona(r)Theologie“ verleihen.

Was aber sind die coronaren Einsichten, die man gewinnt, wenn sich in die religiösen Randbezirke einer säkularen Gesellschaft begibt? Was zeigt sich das bisherige säkulare und religiöse Dunkelfeld der Erkenntnis sichtbar wird? Ich möchte Ihnen 6 Thesen vorgehen, in denen vermutlich etwas steckt, von dem manche Zeitgenossen in der Kirche lieber nichts wissen wollen.

(1) Die Absage traditioneller, öffentlichkeitswirksamer kirchlicher Veranstaltungen oder deren Durchführung auf einer staatlich geduldeten Schwundstufe (z.B. Fronleichnam in Köln) war doppelt prekär. Zum einen wurde sie als Akt institutioneller Selbstrelativierung verstanden. Die Chance zur Etablierung neuer, coronakompatibler Formate kirchlicher Open-Air-Veranstaltungen (an Ostern – Himmelfahrt – Pfingsten – Fronleichnam) blieb ungenutzt und verstärkte den Trend zur gesellschaftlichen Selbstmarginalisierung der Kirche. Zum anderen trugen die stattdessen entwickelten digitalen Kleinformate der Liturgie zur Marginalisierung der Gläubigen als „Volk Gottes“ bei. Die Botschaft war vielleicht ungewollt, aber auch unmissverständlich: „Gültige“ Messen gibt es auch ohne die physische Realpräsenz des Gottesvolkes. Online-Gottesdienste kommen ohne „participatio actiosa“ aus. Hauptsache – sie finden statt. Allerdings sorgten Streaminggottesdienste lediglich für regen Verkehr auf der liturgischen Einbahnstraße. Zudem stellten viele Christenmenschen beiläufig sehr bald ihrerseits fest: Es geht auch

ohne Messbesuch am Sonntag. Wir brauchen das nicht, wofür uns die Kleriker nicht brauchen.

Was in der Kirche übersehen wurde: Die Coronapandemie trägt das Vorzeichen der „Vereinzelung“ und verstärkt soziale Individualisierungstendenzen. Die kirchlich-pastorale Rhetorik setzte „dagegen“ ein digitales Gemeinschaftsversprechen, das weder liturgisch noch pastoral einlösbar war. Die digitale Erledigung der Sonntagspflicht, von deren analoger Erfüllung die Bischöfe großzügig dispensierten, ereignete sich vor dem Laptop, dessen Bildschirm zu klein ist, als dass sich vor eine Gemeinschaft der Zuschauer bilden und platzieren kann. Hilfreicher wäre es gewesen, die Ich-Stärke bzw. die Resilienzkräfte des Individuums zu festigen und hierfür praktikable Angebote zu machen. Aus diesem Versäumnis kann man lernen: Individualisierung ist nicht zu beklagen, sondern als Herausforderung zur Selbstbehauptung (im Leben) und zur Subjektwerdung (im Glauben) zu akzeptieren.

(2) Corona stimulierte das kirchliche Erinnerungsvermögen. Man erinnerte sich mancherorts an frühere Epidemien und an das, womit man sich damals religiös behalf. Was zu einer Randerscheinung des religiösen Leben geworden war, stellte man unversehens ins Zentrum: Bittprozessionen und Novenen, Aussetzungen des Allerheiligsten an öffentlichen Orten, Weihwasserbesprengungen von Brücken und Straßen. Ganze Bistümer wurden dem Herzen Mariens geweiht und der Rosenkranz zur spirituellen Infektionsprophylaxe empfohlen. Vielleicht suchte man mit diesen Formen einer vergangenen Volksfrömmigkeit wieder die Nähe des Volkes Gottes. Aber zugleich begünstigte der Rückgriff auf traditionelle Andachtsformen religiöse Anachronismen; er belebte magische Missverständnisse sakramentaler Glaubenspraxis („Retrokatholizismus“). Eine säkulare Gesellschaft kann darauf nur mit Unverständnis reagieren. Da hilft es auch nichts, wenn man auf parallele Retrotrends im säkularen Bereich hinweist. Das „Autokino“ war nur ein nostalgisches Intermezzo für die Unterhaltungs- und Musikbranche.

(3) Der Lockdown sorgte für ein Startup pastoraler Aktivitäten im analogen und im digitalen Bereich. Kreativität und Innovationskraft zeigten sich u.a. in der Vergabep Praxis „analoger“ religiöser Gebrauchsartikel (z.B. Verteilung von BuchsbaumkerzenSets in Papiertüten zum religiösen Eigengebrauch in der Karwoche). Einen regelrechten Boom erlebte die Nutzung digitaler Kommunikationsmöglichkeiten auf allen Ebenen (vom der FamilienkreisWhatsApp über die Kaplanspredigt auf der Gemeindehomepage bis zum wöchentlichen erzbischöflichen YouTubeAuftritt). Allerdings sind mir beim pastoralen Personal im digitalen Raum enorme Defizite hinsichtlich der technischen Qualität von Podcasts, Videos und Gottesdienstübertragungen aufgefallen (Sogar die Übertragung der Osternacht aus dem Kölner Dom war hinsichtlich „light & sound“ mangelhaft). Mancher Gottesdienst, der aus einer Bischofskapelle übertragen wurde, war hinsichtlich Bildregie, Kamerafahrt, Umschnitt etc. auf peinliche Weise amateurhaft. Immerhin erhielt man interessante Einblicke in die Arbeitszimmer des streamenden pastoralen Personals. Bisweilen verfiel sich auch der voyeuristische Blick in Ausstattung und Einrichtung des Arbeitszimmers. Nicht selten kam dabei neben dem Ikea-Bücherregal im Hintergrund die Dachschräge ins Bild und verfügte zu ebenso schrägen Assoziationen. So schief und

schräg diese Eindrücke auch waren, so uninteressant war in der Regel die Botschaft. Meist unterblieben beim „content“ inhaltliche Innovationen, die dem „neuen“ Medium und der disruptiven Krisenentwicklung Rechnung tragen. Stattdessen: Alter Wein in neuen Schläuchen! (→ Zuflucht bei theologischen Allzeitfloskeln „Gott ist uns auch in der Krise nahe“ etc. – Worte von überzeitlicher Wahrheit sprechen selten wirklich in eine bestimmte Zeit und treffen, was in dieser Zeit an der Zeit ist).

(4) Die Pandemie hat die Bedeutung von Caritas und Diakonie als Bewährungsfelder des Glaubens gestärkt und zugleich deren Verletzlichkeit und Ohnmacht demonstriert. Man denke an die Situation in kirchlichen Altenheimen: verwundbare Orte, an denen man sich auf fürsorgliche Weise aus dem Weg gehen musste.

(5) Die Pandemie wirft nicht nur Fragen auf, sondern liefert auch Bestätigungen für „paradoxe“ Wahrheiten:

- a) schuldloses Schuldigwerden: Der Andere kann ohne sein Wollen und ohne mein Wissen mich in Gefahr bringen – und umgekehrt.
- b) distanzierte Zuwendung: Abstand halten ist Ausdruck von Zuneigung. Die „Fernbeziehung“ wird zum Normalfall.
- c) Zwangssolidaritäten versus „clash of generations“: Solidarität im ethisch-normativen Verständnis begegnet meist als etwas, das noch aussteht und daher eigens zu bewerkstelligen ist, als eine Grundhaltung (Tugend), für deren Übernahme geworben wird, oder als eine zu realisierende Interaktionsform, die als Problemlösungsverhalten am ehesten mit den angestrebten Zielen übereinstimmt.

Solidarität wird dabei als eine Realität bestimmt, die durch moralische Argumente erst herzustellen ist. Ein enormer Aufwand an ethischer Überzeugungsarbeit scheint nötig, um den Menschen dafür zu interessieren, sich für mehr als nur für sich selbst zu interessieren. Die Corona-Pandemie erbringt den Nachweis, dass es eine spezifische Form von Betroffenheit, Problemvernetzung und politisch-ökonomischer Verstrickung längst gibt, die zugleich die Grundlage und Determinante solidarischen Handelns im emphatischen (moralischen) Sinne darstellt. Hier geht es nicht darum, Solidarität mit den Mitteln der Moral zu bewerkstelligen, sondern bereits bestehende Strukturen und Muster einer pandemische Vergesellschaftung des individuellen Daseins aufzudecken, die es auf Dauer unmöglich machen, auf eine allgemeine Durchsetzung partikularer Interessen und Gruppenegoismen zu hoffen. Es gilt den Blick zu schärfen für eine unfreiwillige Form des „Zusammenschließens“, die einen Solidaritätstyp sui generis verkörpert. Ihr kommt eine spezifische Normativität zu, für die ich die Kategorie „Zwangssolidarität“ vorschlage. Sie reflektiert den Befund, dass der Globalisierungsprozess der Virusinfektion ebenso globale Kollektivschicksale und Gefährdungsgemeinschaften erzeugt. Es handelt sich um sozio-kulturelle Gemeinsamkeiten, welche soziale Systeme oder einzelne Subjekte nicht von sich aus kraft moralischer Überzeugung bewusst stiften oder eingehen, sondern denen sie als Neben- oder Spätfolge der Pandemie faktisch ausgesetzt sind. Solidarität wird hier

nicht qua ethnischer Zugehörigkeit, klassenspezifischer Interessen oder moralischer Argumente hergestellt. Sie ist vielmehr eine Nötigung, die von der Lage der Dinge ausgeht und alle Kreise der Bevölkerung unter einen egalisierenden Handlungsdruck setzt.

Allerdings gilt diese Beschreibung nur für die erste Hälfte des Jahres 2020. Im Verlauf des Sommers haben niedrige Inzidenzzahlen dafür gesorgt, dass die Solidarität zwischen mehr und minder gefährdeten Risikogruppen zerbrach und die jugendliche Partyszene einen „clash of generations“ heraufbeschwor. Moralische Solidaritätsappelle erwiesen sich als wirkungslos. Erst steigende Inzidenzzahlen sorgen wieder dafür, dass das virale Bedrohungspotenzial wieder als kollektive Gefährdung wahrgenommen wird.

(6) Am Rande der Herbstvollversammlung der DBK wurde dem Essener Bischof F.-J. Overbeck auf einer Pressekonferenz eine Frage gestellt, mit der er offensichtlich nicht gerechnet hatte: Wie ist theologisch die bei Gottesdienststreamings entstandene Praxis zu bewerten, dass die am Bildschirm Mitfeiernden nach der Konsekration von Brot und Wein durch einen Priester nun vor dem Bildschirm ihr eigenes Brot brechen und das Wort Jesu erfüllen „Nehmt und esst! Tut dies zu meinem Gedächtnis!“ Feiern sie auch Eucharistie oder sind sie nur Zuschauer einer Eucharistiefeier? Erleben Sie nur virtuell, aber nicht wirklich, gültig und wirksam eine Wandlung der eucharistischen Gaben? Der bischöflichen Antwort war anzumerken, dass das Coronavirus inzwischen auch das dogmatische und kirchenrechtliche Immunsystem der Kirche angreift. Sie erteilte dem Gedanken an eine digitale Fernwirkung und Fernwirksamkeit der Wandlungsworte eine deutliche Absage. Die vom Priester gewirkte Wandlung von Brot und Wein in den Leib und das Blut Christi in der Messfeier erstreckte sich nur auf das Brot auf dem Altar, nicht aber auf das Brot am heimischen Esstisch. Eine digitale Vermittlung des Papstsegens „urbi et orbi“ inklusive Ablasserteilung wird hingegen dogmatisch und kirchenrechtlich für unproblematisch gehalten.

Wer bei Streaming-Messfeiern die Eucharistiefeier zu Hause vor dem Bildschirm durch Rituale des Brotbrechens begleitet, erfüllt aber eigentlich die dogmatischen Bedingungen sakramentaler Glaubenspraxis: Er rüttelt nicht an der sakramentalen Vollmacht des Priesters und intendiert mit seinem Tun, was die Kirche dabei intendiert. Kann es sein, dass Bischof Overbeck einem „physikalistischen“ Gültigkeitskriterium der eucharistischen Wandlung anhängt und die digitale Sphäre nicht als Erweiterung unserer leiblich-leibhaftigen Begegnungsmöglichkeiten wahrnimmt? Hat auch er nicht verstanden, dass die eucharistische Wandlung, welche den Wandel im tödlichen Verhältnis von Leben und Tod zugunsten des Lebens vergegenwärtigt, nicht die Objekte verwandelt, die diesen Wandel symbolisieren?⁴

⁴ Vgl. dazu ausführlich H.-J. HÖHN, Gottes Wort – Gottes Zeichen. Systematische Theologie, Würzburg 2020, 286-297.

3. Theologie in der Coronakrise: Offenbarungsereignisse?

Damit bin ich bei den eigentlich theologischen Herausforderungen der Corona-Pandemie angelangt: Kann man sich auf sie einen theologischen Reim machen? Was bedeutet sie für unsere Deutungsmuster der Beziehung zwischen Gott und Welt? Wofür ist sie ein Indiz? Auf welche theologische Fährte bringt sie uns?

Diese Fragen sind einstweilen unbeantwortet geblieben. Die von Theologen ansonsten häufig bemühte Kompetenz zur „Deutung der Zeichen der Zeit“⁵ wurde angesichts eines pandemischen Zeitzeichens nicht unter Beweis gestellt. Bis heute gibt es keine überzeugenden Versuche, Corona als ein Zeichen der Zeit zu sehen, das auch mit dem Willen und Wirken Gottes in Beziehung gesetzt werden kann – einmal abgesehen von biblischen Retrovarianten, die darin eine neue ägyptische Plage, einen Bußaufruf an eine sündige Welt⁶ oder eine Strafaktion Gottes erkennen wollen.⁷ Weithin übt man sich in Zurückhaltung, das Virus als Überbringer einer göttlichen Botschaft zu deuten – aus guten Gründen.⁸

Dass die Corona-Pandemie gleichwohl als ein „Offenbarungsgeschehen“ gedeutet werden kann, hat sich mir erst durch eine Aktion von Papst Franziskus am 27.03.2020 erschlossen. Das Szenario war beklemmend: ein menschenleerer Petersplatz, der Papst spricht zu physisch Abwesenden. Die Assoziation der Menschen- und Gottesverlassenheit drängt sich auf. Es regnet in Strömen – auch auf ein Holzkreuz, dem man seit Pestzeiten besondere Verehrung widmet. Hofft der Papst auf ein Coronawunder? Wir wissen es nicht. Sein Gebet verrichtet er schweigend. In seiner Predigt findet er hingegen deutliche Worte. Hier nimmt er auch eine theologische Klarstellung vor, indem er eine theologische Behauptung unterlässt. Der Papst versteigt sich nicht zu der These, Gott wolle mit Corona etwas von sich offenbaren: seinen Zorn über die Sünde der Welt. Vielmehr wird durch Corona etwas von uns selbst offenbar: „In unserer Welt, ... , sind wir mit voller Geschwindigkeit weitergerast und hatten dabei das Gefühl, stark zu sein und alles zu vermögen. In unserer Gewinnsucht haben wir uns ganz von den materiellen Dingen in Anspruch nehmen lassen und von der Eile betäuben lassen. Wir haben vor deinen Mahnrufen nicht angehalten, wir haben uns von Kriegen und weltweiter Ungerechtigkeit

⁵ Laut Pastoralkonstitution des II. Vatikanischen Konzils (*Gaudium et spes*) „... obliegt der Kirche allzeit die Pflicht, nach den Zeichen der Zeit zu forschen und sie im Licht des Evangeliums zu deuten. (...) Es gilt also, die Welt, in der wir leben, ihre Erwartungen, Bestrebungen und ihren oft dramatischen Charakter zu erfassen und zu verstehen.“ (GS 4)

⁶ Auf dieser (evangelikalen) Linie argumentiert J. PIPER, *Corona und Christus*, München 2020 (<https://www.evangelium21.net/media/1966/corona-und-christus>).

⁷ Hierbei wird zwischen den säkularen Zeichen der Zeit und ihrem theologischen Zeichencharakter ein Gleichheitszeichen gesetzt, was zu einem theologischen Kurzschluss führen muss. Ein solches Vorgehen ist auch vom Konzilstext nicht gedeckt: „Im Glauben daran, daß es vom Geist des Herrn geführt, wird, der den Erdkreis erfüllt, bemüht sich das Volk Gottes, in den Ereignissen, Bedürfnissen und Wünschen, die es zusammen mit den übrigen Menschen unserer Zeit teilt, zu unterscheiden, was darin wahre Zeichen der Gegenwart *oder* der Absicht Gottes sind.“ (GS 11).

⁸ Vgl. hierzu J.-H. TÜCK, *Pandemie – eine Geißel Gottes?*, in: W. Kasper/G. Augustin (Hg.), *Christsein und die Corona-Krise - Das Leben bezeugen in einer sterblichen Welt*, Ostfildern 2020, 135-158.

nicht aufrütteln lassen, wir haben nicht auf den Schrei der Armen und unseres schwer kranken Planeten gehört. Wir haben unerschrocken weitergemacht in der Meinung, dass wir in einer kranken Welt immer gesund bleiben würden.“⁹ Wir dachten schon – vor allem in Europa – wir hätten angesichts der Krisen, Konflikte und Krankheiten dieser Welt längst eine Herdenimmunität erlangt.

Noch in einer zweiten Hinsicht erscheint mir die Corona-Pandemie als ein „Offenbarungseignis“. Aufgedeckt und bloßgestellt werden auch unsere hehren, aber hohlen theologischen Kontingenzbewältigungsfloskeln. Von vielen Kanzeln und Kathedern wurde verkündet: „Nein, Gott sitzt nicht am Regiepult der Weltgeschichte und ist dabei auf den bösen, aber erzieherisch wirksamen Einfall einer Pandemie gekommen, um die Menschen wieder auf den rechten Weg zu bringen. Auf eine solche Idee würde der grundgütige Gott niemals verfallen. Nein, der gute und barmherzige Gott will nur Gutes. Er ist uns immer nahe – in guten wie in schlechten Zeiten.“

Wer auf diese Weise seine theologische Ratlosigkeit kaschieren möchte, ist theologisch schlecht beraten. Es ist ein leicht durchschaubares Ausweichmanöver. Und es wird schnell zum Bumerang. Denn in der Krise sind uns auch ganz andere Mächte und Gewalten ganz nahe – eben jene, die für Gefahr an Leib und Seele sorgen. Wer hat uns in der Krise denn faktisch in der Hand? Wer legt tatsächlich Hand an uns an? In wessen Hand befinden wir in dieser Situation wirklich?

VON FALL ZU FALL

„Herrgott! Ich fiel aus deiner Hand
grad in des Teufels Krallen.

Doch hör! Der kleine Unterschied
ist mir nicht aufgefallen.“

(R. Gernhardt)

Für redlicher halte ich es, die Zumutungen dieser Krise nicht mit einer theologischen Immunisierung zu beantworten. Anfechtungen und Verunsicherungen betreffen auch unser Gottesbild und unsere Deutung des Verhältnisses von Gott und Welt. Und dies nicht erst in diesen Tagen. Jetzt spitzt sich lediglich ein Lernprozess zu, der bereits seit geraumer Zeit ansteht: Wir können nicht von einer Beziehung zwischen Gott und Welt reden, ohne die stets größere Verschiedenheit von Gott und Welt zur Sprache zu bringen.¹⁰ In allem, was wir sind und tun, mögen wir uns auf Gott ausrichten, aber wir können uns in dieser Welt nicht so einrichten, dass Gott selbst zu einem Bestandteil dieser Einrichtung wird. Die wichtigste Lehre aus dieser Einsicht hat Dietrich Bonhoeffer gezogen (1906-1945):

⁹ Dass sich die Bedeutung päpstlicher Aussagen auch aus dem ergibt, was sie nicht sagen, erschwert zuweilen ihre Deutung. Man weiß in diesem Fall nicht, wie das Gesagte und das Ungesagte gemeint sind. Dieser Umstand kann wiederum zu widerstreitenden Interpretationen führen. Vgl. exemplarisch die von der hier vorgetragenen Deutung abweichende Position von N. BAUER, Kirchensound mit Pessimismus-Bass (<http://theosalon.blogspot.com/2020/03/kirchensound-mit-pessimismus-bass.html>).

¹⁰ Siehe H.-J. HÖHN, Der fremde Gott. Glaube in postsäkularer Kultur, Würzburg 2008.

„Wir können nicht redlich sein, ohne zu erkennen, daß wir in der Welt leben müssen – ‚etsi deus non daretur‘. Und eben dies erkennen wir – vor Gott! ... Gott gibt uns zu wissen, daß wir leben müssen als solche, die mit dem Leben ohne Gott fertig werden. Der Gott, der mit uns ist, ist der Gott, der uns verläßt (Mk 15,34)! Der Gott, der uns in der Welt leben läßt ohne die Arbeitshypothese Gott, ist der Gott, vor dem wir dauernd stehen.“

Manchmal erleben wir eine Situation so, als habe uns Gott verlassen – und dennoch leben wir im Horizont Gottes, also *ohne* Gott, aber *vor* Gott. Ein Leben *vor* Gott erspart uns nicht, in der Welt *ohne* ihn zu leben, ohne auf ihn zugreifen zu können und mit seinem Eingreifen zu rechnen. *Mit* Gott stehen wir offenkundig in einer Fernbeziehung. Er ist uns auf diskrete Weise zugewandt – bisweilen ist diese Zuwendung so zurückhaltend, dass wir meinen, es gäbe sie nicht.

Dass wir vor Gott ohne Gott unterwegs sind, um auf diese Weise mit ihm auf dem Weg sind, ist das große Thema der Adventszeit. In diesem Jahr sorgt die Absage der Weihnachtsmärkte für eine Verabschiedung von Kommerz, Kitsch und Sentimentalitäten. Jetzt wäre die Chance da, um den eigentlichen Charakter dieser Zeit wieder deutlich werden zu lassen. Es ist eine Zeit des Entbehrens und Vermissens. Die Absage von Weihnachtsmärkten schafft Leerstellen im adventlichen Event- und Gefühlshaushalt. Sie macht den Raum frei neue ästhetische Formate und neue liturgische Formen des Vermissens und Entbehrens. Dies Formen und Formate sind vermutlich nicht relevant für unser medizinisches Gesundheitssystem. Aber es gilt ja auch unser kulturelles Gesundheitssystem zu stärken. Es ist dringend darauf angewiesen, dass Zerreißproben menschlichen Miteinanders und Geduldsproben der Hoffnung auf ein Ende der Krise bestanden werden. Dafür braucht es Sinnressourcen des Widerstandes gegen Defätismus und Resignation. In diesen Tagen schiebt sich eine ebenso existenzielle wie religiöse Sinnfrage in den Vordergrund: Wie kann man Ja zum Leben sagen, wenn es im Leben zu viel gibt, zu dem man ohne Wenn und Aber Nein sagen muss? Das Christentum behauptet, für ein Ja im Angesicht des Nein gute Gründe zu haben. Es ist höchste Zeit, diese Gründe zu benennen und für ihre Überzeugungskraft ausdrucksstarke Zeichen zu setzen.